

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 94 (1968)
Heft: 27

Artikel: Unpopuläre Worte von Robert F. Kennedy
Autor: Knobel, Bruno
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-507891>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Unpopuläre Worte von Robert F. Kennedy

DER verstorbene Senator Robert F. Kennedy hat im ganzen riesigen Land der USA herum unzählige Reden gehalten, die deshalb bemerkenswert waren, weil er darin sehr Unpopuläres sagte. So sagte er z. B. am 4. 8. 1967 in San Francisco:

«... 43 % der Ghattobehausungen sind unter dem heute akzeptierten Standard und überfüllt, 14 000 Personen mit Rattenbissen werden jedes Jahr behandelt; von einer Viertelmillion puertorikanischer Schulkinder in New York City gingen letztes Jahr nur 37 ins College. Und die Leute im Ghetto leben heute mit einer weit schlimmeren Arbeitslosenrate, als die Nation sie während der Tiefe der großen Wirtschaftskrise kannte.

Damals war eine nationale Krise. Unsere Städte aber kennen Dutzende von noch größeren Krisen. In einem typischen Großstadt-Ghetto haben nur zwei von fünf erwachsenen Männern ein Einkommen von 60 Dollar in der Woche oder mehr, gerade genug, um für jedes Mitglied einer vierköpfigen Familie für 70 Cents am Tag zu Essen zu kaufen. Nur die Hälfte aller erwachsenen Männer haben Ganztagsstellungen in irgendeinem Zahlungsverhältnis. Weniger als drei von fünf haben überhaupt irgendeine Arbeit.

An der Bucht von Oakland war ein «Arbeits-Markt». Fünfzehntausend Leute kamen, um nach Arbeit zu fragen. Arbeit wurde gefunden für zweihundertfünfzig. Und die anderen Fünfzehntausend, die Arbeit wollten, für die aber keine da war, wo sind sie heute abend? Viele von ihnen sind tatsächlich nicht einmal in unseren Statistiken aufgeführt. Das Volkszählungsbureau, das Arbeitsministerium, die Ersatzausschüsse, der ganze Regierungsapparat kann nicht einmal ein Fünftel bis ein Drittel der erwachsenen Männer finden, von denen wir wissen, daß sie im Ghetto leben. Sie werden durch die Städte getrieben, isoliert von der Gesellschaft, als ob sie von nicht größerem Interesse für uns wären als die vielen Spatzen und abgebrannten Zündhölzer. Zwanzigtausend oder mehr in Los Angeles, vielleicht sogar doppelt so viele in meiner eigenen Stadt New York, wo

sind sie und was tun sie? Wann und wie werden sie uns demnächst auf ihre Existenz aufmerksam machen? Und seien wir uns darüber klar, dies alles ist immer noch so trotz der Gesetze, trotz der Programme, trotz all der Reden und Versprechen der letzten sieben Jahre.

Es muß für uns eine demütigende Tatsache sein, aber es bleibt eine Tatsache, daß wir trotz unserer Anstrengungen das Problem nicht einmal in dem Rahmen erhalten konnten, in dem es war. Die ökonomischen und sozialen Bedingungen in diesen Gebieten werden schlechter, nicht besser, sagt das Arbeitsministerium.

Träume

Wenn des Tages
weite Felder
leer sind, öd und brach,
ziehn wie Finken
die Gedanken
ihren Träumen nach.

Suchen einen
neuen Sommer,
neues Lied und Brot.
Was den kalten
Hunger fürchtet
steigt in Aeols Boot.

Mit den Winden
Gold zu finden
ist doch gar nicht schwer,
mancher Weinberg
lockt im Lande
überm blauen Meer.

Spann die Flügel,
laß dich tragen,
sage einfach «ja»,
mit dem Morgen
sind die Sorgen
ganz von selber wieder da.

Max Mumenthaler

Aber das ist noch nicht alles, was der junge Mann aus dem Ghetto sehen kann. Jeden Tag, während die Jahre vergehen und er sich bewußt wird, daß nichts am Ende des Weges ist, beobachtet er, daß die übrigen von einem Gipfel zum nächsten Gipfel der Bequemlichkeit aufsteigen. Einige wenige Blocks weiter oder an seinem Fernsehapparat sieht der junge Neger aus den Slums die vielfältigen Wunder des weißen Amerikas: mehr neue Autos und mehr Sommerferien, mehr Heime mit automatischer Klimaanlage und geschmackvoll geschnittenem Rasen. Jeden Tag wird ihm in den Fernseh-Werbesendungen, die wir produzieren, gesagt, daß Leben ohne die letzten Produkte unserer Verbraucher-Gesellschaft unmöglich ist. Aber er kann sie nicht kaufen. Es wird ihm gesagt, daß die Neger Fortschritte machen. Aber was kann das für ihn bedeuten? Er kann nicht den Fortschritt der anderen erleben, noch können wir von ihm erwarten, daß er dankbar ist, weil er nicht mehr Sklave ist oder weil er wählen oder in einigen Snackbars essen kann. Er sieht nur die Trostlosigkeit seiner Gegenwart und dunkle Jahre vor sich. Andere raten ihm, er solle sich doch emporarbeiten, wie es andere Minderheiten getan haben, und genau das muß er ja tun. Denn er weiß, und wir wissen es, daß der Neger nur durch eigene Anstrengung und durch eigene Arbeit zur völligen Gleichberechtigung kommt. Aber wo soll er arbeiten? Arbeitsmöglichkeiten sind nur in den Vorstädten zu bekommen, Arbeitsplätze sind durch Maschinen ersetzt worden oder sind außerhalb der Reichweite von denen mit geringer Ausbildung und Handfertigkeit. Er ist machtlos, seine Position zu verändern oder eine bessere für seine Kinder zu erreichen ...»

*

Nach dem tragischen Tode von Robert F. Kennedy erlebte die Welt und auch der Schweizer, wie groß, wie sehr groß das Ansehen dieses Mannes in den USA war, obwohl er zu jenen gehörte, welche die herbste nationale Selbstkritik geübt hatten. Dieser Ausdruck der Verehrung mag ein Hinweis dafür sein, daß Kritik, auch wenn sie das Vaterland zum Gegenstand hat, wohl nicht unbedingt und zum vornherein nur «nationale Selbstbeschmutzung» ist oder zu sein braucht. Eine Einsicht, die gelegentlich auch dem Schweizer wohl anstünde.

Robert F. Kennedy war ein Nonkonformist.

Die Welt gedenkt heute seiner dennoch (oder gerade deswegen!) mit Verehrung. Muß ein Nonkonformist (und ich denke nun nicht an die USA) – muß ein Nonkonformist erst tot sein, ehe man ihm «trotz» seiner Kritik Lauterkeit und Vaterlandsliebe zubilligt?

Bruno Knobel